

Die Sprache spricht für sich

FTM-Chef Froscher bringt im ältesten Off-Theater der Stadt das türkische Stück „wie den vater nicht töten“ auf die Bühne

Von Petra Hallmayer

München – In jeder größeren türkischen Stadt trifft man auf sein Denkmal. Vom langen Schatten Mustafa Kemal Paschas, der 1934 den Namen Atatürk, „Vater der Türken“, annahm, erzählt ein Poem des Autorenduos Zafer Senocak und Berkan Karpát, dessen Bühnenversion unter Regie von George Froscher heute im i-camp Premiere feiert. Das Stück „wie den vater nicht töten“ ist der Versuch einer Identitätserforschung, der das Bild des eigenen Ata mit dem des Übervaters Atatürk überblendet, dieses Republikgründers, laizistischen Visionärs und autoritären Kulturrevolutionärs, der zur Symbolfigur eines allmächtigen Staates wurde.

In lyrischen Verdichtungen setzen sich die beiden Autoren mit einem doppelten Vaterimago auseinander, entwerfen ein Kaleidoskop aus splitterartig aufblitzenden Kindheitserinnerungen, vielfachen historischen Verweisen, durchsetzt von türkischen Erlösersehnsüchten und Zitate kultureller Stereotypen. „Karpát und Senocak“, erklärt der Leiter des Freien Theaters München (FTM), Georg Froscher, „begnügen sich nicht damit, privatistisch ihre Biografie auszuleuchten. Sie begeben sich auf eine Spurensuche nach ihrer Geschichte fernab der Migrantenklyschees in den Medien, die

ein typisiertes Repertoire an Befindlichkeiten abklopfen.“

Gegen schlichtes Schubladendenken hat sich der auf Deutsch und Türkisch schreibende Dichter und Verfasser diverser streitbarer islamkritischer Essays Zafer Senocak, der als Kind nach München kam und heute in Berlin lebt, stets gewehrt, wenn es sein musste mit manchmal auch bissigen Bemerkungen wie, er habe keine Wurzeln, er sei keine Kartoffel.

Vorzeigetheater der Avantgarde und des Goethe-Instituts

Den Münchner Theatermacher Berkan Karpát, der mit seinen barock verspielten, wilden postdramatischen Inszenierungen immer wieder für Aufsehen sorgte, kennt der FTM-Gründer schon seit längerem persönlich. Er war es auch, der ihm „wie den Vater nicht töten“ zu lesen gab.

Das zunächst von Froscher mit seinem Partner, Co-Regisseur und Hauptdarsteller Kurt Bildstein entworfene Konzept, das Poem mit psychoanalytischen Texten zu ergänzen, haben die beiden dann wieder verworfen. Stattdessen konzentrieren sie sich nun ganz auf die Vorlage, die sie als Assoziationsraum nutzen und

in Körper- und Bewegungsbilder umsetzen wollen. Einzig eine kurze theoretische Reflexion über Erinnerungsprozesse soll als Einschub auftauchen.

Weitere Erklärungen, glaubt Froscher, sollten nicht nötig sein. „Die Sprache, deren Dynamik und Intensität den Zuschauer unmittelbar gefangen nimmt, spricht für sich.“ Bewusst verzichtet er auf dokumentarisches Material, „das derzeit bei Regisseuren ja äußerst beliebt ist.“ Doch an modischen Trends, versichert er, hat sich das FTM nie orientiert: „Wir waren immer unzeitgemäß.“

Ganz richtig ist dies natürlich nicht, wenn man den Zeitgeist nicht allein auf den Mainstream reduziert, sondern auch seine breiten Seitenströme einbezieht. In den 70er-Jahren avancierte das FTM, das heuer seinen vierzigsten Geburtstag feiert, zu einem der Vorzeigetheater der Avantgarde-Bewegung, das dann auch noch mit Unterstützung des Goethe-Instituts als Kulturbotschafter rund um den Globus reiste. Heiner Müller schickte Froscher das Manuskript seiner „Hamletmaschine“, und es gab kaum ein wichtiges Festival, zu dem das FTM nicht eingeladen wurde.

Über diese „fantastischen Jahre des Aufbruchs“, als noch fast alle relevanten ästhetischen Erneuerungen von der freien Szene ausgingen, spricht Georg Froscher denn auch gern und lange. Über die

aktuelle Inszenierung dagegen will er nicht wirklich viel verraten. Da mäandert er lieber im Vagen, Unbestimmten und beteuert, er könne sich „noch überhaupt nicht vorstellen, was da passieren wird“. Diese Behauptung entspricht allerdings durchaus der Arbeitsweise des FTM, dessen wuchtige, oft streng choreografierte Produktionen erst im Verlauf der Proben Gestalt annehmen.

Allein es wird zusehends schwieriger, klagt Froscher, engagierte Performer zu finden, die bereit sind, „sich auf unsere offenen Probenprozesse rückhaltlos einzulassen“. Heute sehen die meisten, die an die Bühnen drängen, die Off-Szene nur mehr als eine Übergangsstation auf dem Weg in die Stadt- und Staatstheater. „Die Hoffnung, in der freien Arbeit etwas wie Kontinuität erreichen zu können, habe ich aufgegeben.“

Es gab Momente in jüngerer Zeit, da war er müde. Nun aber ist Froscher wieder hellwach. „Die Erkundung dieses unheimlich spannenden Textes“, erklärt er, „erlebe ich als einen echten Energieschub“. So denkt der 83-Jährige schon über ein neues Projekt nach. Zum FTM-Geburtstag würde er gern eine Werkschau zusammenstellen. „Solange es irgendwie möglich ist“, meint George Froscher, „werde ich weiterarbeiten. Theatermachen – das ist für mich eine Lebensnotwendigkeit.“